

(Nachdruck verboten.)

2]

Ein Tag.

Von M. Arzbaschew. Deutsch von Adolf Geh.

Arsenjew fuhr zusammen und beschleunigte seine Schritte. Sonderbar unklare Empfindungen erfüllten sein Inneres.

Die Menschen um ihn herum wurden immer zahlreicher. Immer seltener zeigten sich in der schwarzen vorwärts drängenden Masse kalte, weiße Zwischenräume. Aus allen Straßen und Gassen, an denen Arsenjew vorüberging, kamen Menschen. Immer wuchtiger und schwerer stampften all die Schritte dahin. Es war schon die richtige Völkerwanderung. Als Arsenjew wieder um eine Ecke bog, befand er sich plötzlich mitten im Wirbel dicht gedrängter Massen. Eine Sekunde war ihm, als wenn sich alles bewegte, als wenn der Himmel, die Häuser, Telegraphenpfähle, Bäume und Menschen die Straße entlang schwammen. Der weiße Straßenstreifen zerfloß in der schwarzen, an den Hauswänden aufsteigenden Flut wie die Bogen einer dunklen Brandung.

„Herrgott! Diese Menschenmenge!“ schrie eine weibliche Stimme dicht an Arsenjews Ohr. Weit vorne über dem dichten schwarzen Meer sich bewegender Köpfe sah Arsenjew eine Reihe runder roter Punkte, die sich unbeweglich in einer straffen Kette von einem Straßenrande zum andern zogen. „Da sieh, Bruder, Kosaken!“ sagte jemand neben Arsenjew, und dabei war die Stimme des Redenden so voll Haß, daß Arsenjew sich nach ihm umsah und dachte:

Wieviel Haß und Wut mag hier jetzt herrschen! . . . Vielleicht sind Jahrzehnte nötig, um die Folgen dieses einen Tages zu beseitigen. — Plötzlich stockte das dichte, schwere Gestampfe; irgendwo schrie jemand durchdringend, während das dumpfe Getöse vorne bald lauter, bald leiser weh und schwer fortbauerte. Nacheinander zogen dutzende, hunderte, tausende roter und blasser Gesichter an Arsenjew vorüber und sahen immer mit denselben weitgeöffneten Augen tief in seine Seele.

Die Fenster in den Häusern waren hier nicht so blind: Hinter den dunklen Scheiben bewegten, duckten sich, verschwand und erschienen wieder undeutliche Gesichter.

Arsenjew fühlte sich inmitten all der rohen, stoßenden, gleichmäßig erregten, laut schreienden und selbst in der Frostluft nach Schweiß riechenden Menschen ungemütlich, widerwärtig und einsam, wie in einer Wüste.

Warum bin ich hierher gegangen? — machte er sich selbst Vorwürfe, schritt aber, vom Menschenstrom fortgerissen, ohne zu wissen wohin, immer vorwärts, wandte sich bald hier, bald dahin, umging einzelne Hausen und drängte sich zwischen all den Rücken, Schultern und Armen hindurch.

Die roten Punkte rückten immer näher und näher; schon sah Arsenjew an ihnen rote, runde Mützen und darunter unbewegliche, gleichmäßige, wesenlose, unverföhlliche Soldatengesichter.

Plötzlich hatte Arsenjew den Eindruck, als wenn Saschas Gesicht und Mütze in der Menge auftauchte. Als er aber geschwind dorthin vordrang, erblickte er ein unbekanntes Mädchen. Sie glich Sascha nur von der Rückseite. Aber schon dadurch empfand Arsenjew ein sonderbar warmes, zärtliches Gefühl; er schritt hinter ihr her und fühlte sich schon nicht mehr so einsam. Als er sie dann aus den Augen verlor, war ihm wieder weh und traurig zumute und er suchte schon nicht mehr Sascha allein, sondern auch dieses unbekanntes Mädchen und jedes weibliche Gesicht erweckte warme, zärtliche Gefühle in ihm.

Die Menge trieb ihn bis dicht an die Soldatenkette.

Er stand in der ersten Reihe. Vor ihm, auf einem nervös hin und her tänzelnden Pferde, saß mit vorgestreckten, von blanken Steigbügeln umschlossenen Lackstiefelspitzen ein junger hellblonder Offizier mit kleinem, hellem, aufgewirbeltem Schnurrbart. Sein großer Mantel schimmerte silbern und die Metallknöpfe glänzten, während die Rechte im weißen Handschuh hochmütig in der Luft fuchelte.

„Die denken, hier geht's noch freier zu, als in Frankreich!“ sagte er laut und deutlich, ohne mit den kleinen, hin und her laufenden Augen jemanden anzusehen.

„Pfui! . . . Dhol! . . . Dhol! . . .“ erscholl ringsum, fröhlicher, fast freundlicher Lärm. Einen Augenblick schien es, als wenn alle ringsum lachten, sich lärmend über etwas unterhielten wie bei einer gemütlichen, lustigen Auseinandersetzung. Dieses Gefühl war Arsenjew so angenehm, daß er sein heiteres, fröhliches Lachen selbst wahrnahm. Er sah sich nach allen Seiten um und erblickte keine rohen, bösen, sondern nur lachbereite Gesichter. Er wollte etwas sagen, und als er neben sich eine blaue Studentenuniform erblickte, lächelte er dem Träger freundlich zu.

„Wissen Sie, das Semjonew-Regiment soll zu den Arbeitern übergegangen sein,“ erwiderte der Student ganz unerwartet auf sein Lachen.

„Wirklich?“ fragte Arsenjew in demselben fröhlichen Ton. In dieser Sekunde veränderte sich alles. Stille trat ein; man hörte nur die gespannte Bewegung der Menge. Arsenjew fühlte, daß hinter ihr etwas Unsichtbares auftauchte, das sich näherte, wuchs und direkt auf sie zukam. Er blickte dem Offizier in die Augen und sah in seinem Gesicht eine sonderbare Veränderung: er wurde so blaß, daß die Umriffe scharfer erschienen und sich zusammensogen. Wie in einem Spiegel erblickte man in ihm das Schreckliche, das hinter der Menge vorging, das Arsenjew nicht wahrnehmen konnte. Das riesige Pferd des Offiziers drehte sich mit einem Male auf den Hinterbeinen.

„Nicht durchlassen!“ schrie der Offizier, tödlich erschrocken, mit durchdringender, dünner Stimme und beugte sich auf dem Pferde vornüber. Das runde glänzende Hinterteil des Pferdes senkte sich einen Augenblick; die Beine wurden eingezogen und schnellten mit schredlicher Kraft hoch. Masse, feste Schneeflumpen schlugen Arsenjew gegen Brust und Gesicht; er sah etwas Riesiges durch die Luft fliegen und weißen Schneestaub aufwirbeln.

„Die haben Angst!“ rief der Student noch fröhlicher. Arsenjew wandte sich um.

Die Menge teilte sich auf beiden Seiten und in dem sich bildenden schmalen, weißen, weithinreichenden Durchgang sah Arsenjew eine in der Ferne noch bläuliche, schon drohende kompakte Masse, die als breiter, von einer Straßenseite zur anderen reichender Strom sich langsam heranwälzte und gerade auf ihn zukam. Der weiße Zwischenraum verschwand schnell, als wenn die schwarze Menschenwand ihn verschlungen hätte.

„Was ist das?“ fragte Arsenjew unwillkürlich seinen Nachbarn.

Der große, bärtige Mensch wandte ihm sein Gesicht mit weit offenen Augen zu und erwiderte feierlich und leise:

„Die Arbeiter kommen!“

Diese kurzen, einfachen Worte erweckten ein schredliches, eisiges Gefühl; durch den Kopf ging krampfhaftes Zittern und in die Seele legte sich unerklärlich feierliche Ruhe.

Schon sah man deutlich die Reihen näherkommender Gestalten mit den in der Luft flatternden Kirchenfahnen aus Brokat und Seide. Man sah, wie mitten in der Menge, nicht vorne, sondern in die dichte schwarze Wand gleichsam hineingepreßt, hohe schwarze Gestalten, mit langen Haaren, in weiten Gewändern, gingen. In den erhobenen Händen dieser Menschen glänzte etwas Kränzähnliches.

Einmal und noch einmal erhielt Arsenjew einen Stoß in den Rücken. Er blickte sich um und sah über sich eine riesige Schnauze, die ihn fragend und gleichsam bekümmert anstarrte. Ein großes, braunes Pferd, das vorsichtig die mächtigen Knie hob, stieß ihn in den Rücken. Arsenjew erhob den Kopf und sah über der Pferdeschnauze ein glattes, farbloses Gesicht. „Zurück da!“ rief der posternarbige, hellblonde Soldat, der sein Pferd auf ihn zu bewegte.

Arsenjew erschrak über das große Tier, aber das Pferd schielte ihn an, tänzelte und ging nicht vorwärts.

„Siehst Du, Dein Tier ist besser als Du!“ meinte Arsenjew sanft und vorwurfsvoll, ohne zu wissen warum.

„Das Pferd hab' ich zu regieren!“ preßte der Soldat langsam und leise durch die Zähne. „Wohent, was Du sagst.“

Eine Sekunde lang glänzte in seinen farblosen, stumpfen Augen ein lebendiger, vertrauter, warmer Ausdruck, der in Arsenjews Innern ein Echo fand.

Das war sein letzter bewußter Eindruck. Dann folgte ein toller, rasender Wirbel, ohne Bewußtsein für Personen und Gefühle, nur voll Schrecken und Mitleid.

Die Menge stürzte vorwärts und stieß Arsenjew. Es riß ihn bald hier, bald dort hin. Das Pferd und der Soldat verschwanden plötzlich, als hätte er sie im Traum gesehen. Die Kirchensahnen flatterten über dem Kopf und verdeckten den Himmel und die Gesichter. Auf allen Seiten bewegte sich und tobte eine gleichsam dem Erdinnern entsprungene vielgesichtige, unordentliche Menge mit erschütterndem Geheul und Getöse. Krampfhaft gespannte, verzerrte rote und blasse Gesichter huschten schnell vorüber. Wie in einem Strudel drehte sich Arsenjew um sich selbst, wich zur Seite, drängte rückwärts und wieder vorwärts.

Schreckliches Gefreisch erschütterte die Luft und machte das Herz erstarren. Ihn fast niederwerfend, brandete die Menge heulend mit verzerrten Gesichtern, in denen sinnlose Augen weit aufgerissen waren, mit fürchterlicher Kraft vorwärts. Halb besinnungslos rannte Arsenjew in panischem Schrecken zurück. An der Straßenecke wurde er gegen die Hauswand gedrängt, und sah plötzlich Pferdeköpfe mit entblößten Zähnen, graue Soldatenmäntel und durch die Luft zuckende feine scharfe Säbel.

„Haut siel! . . . Haut siel! . . .“ schrie jemand mit feiner, durchdringender Stimme hinter dem Rücken der Soldaten. Fürchterlicher Schreck ergriff Arsenjew. Eine Minute war ihm, als wenn er sterbe; in den Augen drehte sich schon alles. Sie waren nur wenige, ein kleiner Menschenhaufen, der, von allen Seiten eingekreist, gegen die kalte Steinwand gedrängt wurde. Vorn stand mit erhobenem Kopf und vorquellenden Augen ein sehniger, langhalsiger Mensch, über dem das lange schmale Tuch einer Kirchensahne flatterte.

„Untersteht Euch nicht, untersteht Euch nicht, zuzuhauen!“ schrie er mit unmenschlicher Stimme auf die Soldaten ein und schwenkte dabei seine Fahne.

Die Pferde bäumten sich, stiegen in die Luft, kalter Schweißtaub flog ins Gesicht; die Soldaten hatten blasse, sonderbare Gesichter, in denen sich fürchterliche Wut und tödlicher Schreck vermischten. Sie schwenkten krampfhaft die Säbel über den Köpfen, stürzten wie zu schrecklichen Hieben vorwärts, ließen die Säbel aber nicht herunterfahren.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

12]

Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

„Des is der Mörder! Mei einzige Stük, den Duben, hat er mir g'nommen, nun will er mich in'n Tod treiben.“

Und dann hinfte auch der Andredl aus seinem Gefängnis herbei und jammerte wieder herzerbrechend, daß die Luft zitterte. „In Teufels Namen!“ murmelte der Totengräber. „Mir soll's recht sein.“

Er legte die Blätter zusammen, und mit voller Wucht schleuderte er sie dem Gerippe in die Frage. Wenn ihn alles im Stich ließ, dann wollte er sich selber helfen und Spielkarten und Totenschädeln die geifernde Zunge fletschen.

„Lebendig kommt mir net 'rein,“ murmelte er und steckte das Messer zu sich. So lehnte er an die Türe und wartete, stumm und unbeweglich wie ein Soldat der auf Wache steht. Lange stand er da und trieb sich die Nägel in die festgeschlossenen Hände. Er meinte jeden Augenblick, jetzt müsse es klopfen und der Alte zum Fenster hineinblicken. Aber nichts rührte sich. Totenstill blieb es im ganzen Hause, während die Stunden langsam dahinzogen.

Da plötzlich war es dem Friedl, als wäre die Zeit stehen geblieben. Die fürchtbare Ruhe ängstigte ihn und legte sich mit Rentnerschwere auf seinen Körper, daß er kaum atmen konnte. Und da fühlte er mit schrecklicher Gewißheit, daß etwas Entsetzliches vorgegangen sein mußte, so grauig schlich es auf einmal durch die Stube von den stummen Gräbern herein. Die Hand auf das klopfende Herz gelegt, horchte der Friedl.

Jetzt erst merkte er, daß der Regen etwas nachgelassen hatte, und als er noch eine Weile wartete, schral er fürchtbar zusammen. Rein, das war keine Täuschung! Andredls Jammer oben in der Dachstube war verstummt. Wie lange schon? Das besann er sich nicht mehr. Ein böser Verdacht stieg in ihm auf. Hatte vielleicht die Mutter den Jungen ins Freie gelassen, damit er den Großvater wieder zur festgesetzten Stunde wohl und unverfehrt ablieferte? Bei diesem Gedanken konnte der Friedl nicht länger auf seinem Posten bleiben. Er zündete eine Laterne an und stieg hinauf ins Dachgeschloß. Dort schlich er leise vor die Türe. Sie war abgeschlossen, genau so wie er sie verlassen hatte. Aber drinnen regte sich kein Laut.

„Andredl!“ rief der Totengräber.

Alles blieb so still wie zuerst.

„Andredl!“ rief er lauter.

Wieder nichts. Jetzt öffnete er und leuchtete vorsichtig hinein. Die Kammer war leer! Aber dort hinten unter die offene Dachlufe war eine hohe Riste geschoben. Gestalt ging es dem Friedl durch Mark und Knochen. Entweder stand jetzt der Andredl in Sturm und Wetter auf dem steil abfallenden Dache oder . . . ! Der Friedl wollte es noch nicht ausdenken.

„Andredl!“ brüllte er in die Nacht hinaus. „Andredl! hörst mi net?“

Nichts antwortete ihm als ein heftiger Windstoß, der heulend über das Tal segte. Friedl zog den Kopf zurück. Jetzt wußte er, daß er den Knaben als zerstücktete Leiche an irgend einer Ecke vor dem Hause finden mußte.

Wie ein Betrunkener taumelte er die Treppe hinunter.

„Wer kommt da?“ schrie er, als er im Flur ein Licht sah.

„Ich bin's,“ tönte es fürchtbar.

Es war seine Frau. Totenbleich starrte sie ihn an.

„Wo is der Andredl?“ fragte sie.

„Gast Du g'horcht?“

O, mein Gott, i wart scho zwei Stund, daß er wieder schreit.“ Er winkte matt mit der Hand.

„Der schreit nimmer.“

„Warum? Warum?“

„Er is fort.“

„Fort? O, mein Herr und Jesus!“

Er deutete auf die Eckstube.

„Geh 'nein,“ sagte er dumpf. „I komm' glei wieder.“

Wenige Augenblicke darauf trug er den toten Andredl herein.

Der schwarze Peter hatte nicht gelogen. Er hatte gut prophezeit und ihn besser bedient als der Herr Meier, der jetzt gespenstig über der Leiche zur Höhe ragte, die man ihm als schuldigen Tribut zu Füßen gelegt hatte.

Friedl ließ den Kopf sinken und blickte unablässig auf das grauliche Bild. Dort lag der Junge mit zerstückertem Hinterkopf, und sein Blut färbte die verstreuten Spielkarten, die sein Schicksal prophezeit hatten. Daneben kniete im lodern Nachtgewand die Frau des Totengräbers, twimmernd und stöhnend. Sie hatte eine Kerze angezündet und betete in abgerissenen Sätzen.

Von den Wänden aber grinsten alle die Totenschädel herab auf das Elternpaar, das die nächtliche Leichenwache hielt, und die Weihwasserfessel und Grabornamente, die phantastisch aus dem Dunkel herauswuchsen, gaben dem düsternen Raum das Ansehen einer fauligen, modernden Gruft, die alles zu verschlingen drohte, was darin atmete.

Draußen hatte der Regen aufgehört, nur dann und wann rieselte es noch heimlich vom Dach auf die Tümpel und Geden. Vater und Mutter aber weilten immer noch vor dem Andredl, und Friedl wandte kein Auge von dem Toten. Fest und sicher stand er da, keine Wimper zuckte. Jetzt huschte das Licht der flackernden Kerze über das wächserne Gesicht des Knaben dahin. Deutlicher konnte der Friedl die Augen sehen. Sie waren halb geschlossen wie der kleine, neugierige Mund, auf dessen bleichen Lippen noch die Frage ruhte, die letzte des Kindes:

„Wo is der Großvater?“

„Wo is der Großvater?“ So drang es wie ein zweischneidiges Schwert von dem Toten herüber plötzlich durch Friedls Brust. Wie versteinert hatte er bis jetzt an der Leiche des Kindes gestanden, nun kam er langsam wieder zu sich, und als pflanze sich die Frage von der Leiche hinweg von Mund zu Mund, flüsterte jetzt das unglückliche Weib, das immer noch am Boden kniete, mit ängstlichen Augen:

„Wo is der Großvater?“

Friedl schüttelte den Kopf, aber zugleich stieg in ihm die unumstößliche Gewißheit empor, daß der Großvater nunmehr dort angelangt war, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Jetzt war es geschehen. Er wußte keine Stunde mehr, der ermattete Totengräber, aber das Unermeßliche an Zeit, was in dieser ewigen Nacht an ihm vorübergezogen war, sagte ihm, daß der Alte von den Wassern verschlungen ward. Morgen, am unteren Wehr, da würden sie ihn herausziehen und tags darauf mit dem Enkel in die Grube hinabsenken.

Ein tiefer Atemzug erleichterte Friedls Brust. Er blickte zum Herrn Meier hinüber. Der gräßliche Kampf war geschlagen, und er, der Friedl, hatte die Schlacht gewonnen. Aber daß er des Sieges jemals sich freuen könnte, das glaubte er nicht. Zu Tode erschöpft stand er vor seinem Gegner, und tief im Innern blutete er an einer heimlichen Wunde, die wohl niemals vernarbte. Das fühlte er deutlich im Augenblicke seines Triumphes, denn je länger er den stummen Andredl betrachtete, um so mehr trat ihm der Erstgeborene vor die Seele, und er meinte, in der nächsten Sekunde müßte das Haus in Flammen aufgehen wie damals in der gewitterigen Sommerszeit.

Trüber und trüber wurde es vor Friedls Augen, je näher der Morgen kam. Schwerfällig ließ er sich auf die Ofenbank nieder. Eine bleierne Müdigkeit legte sich in seine Glieder, und die aufgerissenen Hände begannen wieder zu schmerzen. Noch einmal hörte er die stumpfen Gebete seiner Frau, noch einmal riß er krampfhaft die gläsernen Augen auf und blickte gedankenlos zu

Andred hinüber, dann aber wußte er nicht mehr, wie ihm geschah, denn in dem Zimmer ging es gar närrisch drunter und drüber.

Er glaubte das Totenlicht zu sehen und wunderte sich, daß es noch brannte, denn nun kam ja der Morgen schon immer weiter herauf. Seine Säbel und Gewehre zogen blühend an ihm vorbei; auf einmal geschah das Selbstmord. Der Herr Meier bewegte sich von seinem Plaf! Das war doch verrückt. Und er, der Friedl, konnte nichts dagegen machen, er mußte ruhig sitzen bleiben und zuschauen. Jetzt trat der Herr Meier dicht vor ihn hin, machte ihm eine tiefe, höfliche Verbeugung und nahm den Zylinder ab. So was war doch noch nicht dagewesen! Wie konnte denn der Herr Meier von seinem Plaf weg? Darüber dachte der Friedl lang nach. Aber die Geschichte wurde immer drolliger, denn nun hob der Herr Meier beide Rockschöße hoch und tanzte Kreuzfidel in der Stube herum. Gorch, da Klang auch Musik dazu! Das war des Friedls Tanzmelodie, die er neulich beim Godinger aus den drei Saiten der elenden Gitarre herausgezupft hatte. Zu lächerlich! Daß dem Meier die Beine nicht weh taten! Jetzt hebt er gar den schwarzen Peter vom Boden auf und schwingt ihn herum. Und was ist denn das? Er geht ja zur Türe hin und macht sie weit auf, wie der Köhndiener einer nobelen Herrschaft. Wen läßt er denn da herein? Den Großvater! Wahrhaftig! Mit höhnischer Grimasse weist er den Alten auf Friedl, und dann latscht er vor Freude in die knöchernen Hände, daß es klingt wie in einer Steinmühle. Der Alte aber stiert den Friedl an mit einem graufigen Blick:

„I leb fein noch,“ sagt er leise und schleicht ein paar Schritte näher.

Der Herr Meier geht nebenher und will sich schief lachen. Immer näher kommt der Großvater, immer eindringlicher sagt er:

„I leb fein noch! . . . I leb fein noch.“

Und der Friedl muß regungslos sitzen bleiben. Nun steht der Alte vor ihm und packt ihn bei der Gurgel. Fest und grimmig würgt er ihn. Da endlich glückt dem Friedl eine Bewegung, er hebt den Arm, er stemmt sich dagegen, und im nächsten Augenblick liegt er in Schweiß gebadet auf dem Boden der Stube. Heller Tag rings herum! Die Sonne lacht herein. Sie scheint dem Herrn Meier, der ruhig an seinem Plaf steht, direkt ins Gesicht. Sonst war das Zimmer leer. Andreds Leiche war fortgeschafft.

Friedls erster Gedanke galt dem Großvater. Wo war der Alte? Hatten sie ihn schon herausgezogen? Oder lebte er wirklich noch, wie es ihm der Herr Meier in dem gräßlichen Traum vorgepiegelt hatte?

Eilends erhob er sich und ging zu seiner Frau. Er fand sie oben mit zwei anderen Weibern des Dorfes, die ihr behilflich waren, die Leiche des Kindes zu waschen. Bleich und elend sah sie aus.

„Hast vom Großvater noch nig g'feh'n?“ fragte er.

Sie verneinte. Ihre ganze Aufmerksamkeit war dem letzten Liebesdienst für das Kind gewidmet. Für anderes schien sie völlig stumpf zu sein.

„Noch nig g'hört? Es muß doch schon spät sein,“ murmelte der Friedl. „Wieviel Uhr is denn?“

„Zehne,“ antwortete eines der Weiber

[Fortsetzung folgt.]

(Nachdruck verboten.)

Vögel des hohen Meeres.

Flugstudien.

Von Gustav Lilienthal.

Seit einer Woche hatten wir die Capverdischen Inseln verlassen. Bei lauem Winde und ruhiger See dampften wir mit dem Kurs auf Kapstadt durch den Golf von Guinea und näherten uns wieder der afrikanischen Küste, trotzdem aber noch mehrere Hundert Seemeilen davon entfernt bleibend. „Jetzt werden bald die Vögel erscheinen“, meinten die erfahrenen Mitreisenden, die die Fahrt schon öfter gemacht hatten. Und richtig! Schon am Nachmittag desselben Tages tauchte eine kleine Seeschwalbe auf. Am nächsten Tage erschienen schon mehrere, und einige große Möwen gesellten sich hinzu, gierig alles über Bord geworfene auf seine Verdaulichkeit musternd. Eine Stunde vor Sonnenuntergang verschwanden die Vögel, um sich bald nach Sonnenaufgang wieder einzufinden. Hierbei konnte ich bemerken, daß eine große Möwe, die ein gebrochenes Bein hatte, das kraftlos beim Fluge herabpendelte, mehrere Tage hintereinander wieder erschien. Unser Dampfer, noch von alter Bauart, legte durchschnittlich nur zwölf Knoten in der Stunde zurück, während der Nachtzeit also 144 Knoten. Unsere Entfernung von der Küste mochte etwa die gleiche sein als die Strecke, die wir zwischen Sonnenuntergang und -Aufgang zurücklegten. Kehren nun die Vögel nachts an die Küste zurück oder übernachteten sie auf dem Wasser? In jedem Fall hatten sie bald mit Sonnenaufgang das Schiff wieder erreicht und dabei eine Morgenpromenade von hundertfünfzig Seemeilen gemacht. Kein Wunder, daß die Tiere einen guten Appetit entwickelten. Bei ruhiger See und bei Windstille waren wir auf der Reede von Kapstadt angekommen und nach zwei Tagen verließen wir es bei frischer Brise. Kaum war der Inselberg in blauer Ferne ver-

schwunden, als Bootsmann und Schiffszimmermann alle Aufbauten des Schiffes, besonders aber die Verschläge für die mitgenommenen Strauße und den Kuhstall, auf ihre gute Befestigung prüften. Die Versicherung der Decklaken wurde noch einmal gehörig angezogen und die Oberlächer des Speisesaales mit wasserdichtem Leinen überspannt. Während dieser feierlichen Vorbereitung hatte der Wind erheblich aufgefrischt. Die Vaujegel, unter denen wir bei gutem Wind meistens gingen, wurden heruntergenommen und nur mit zwei Fockjegel liefen wir vor dem Wind. Schon in der Nacht begann unser gutes Schiff erheblich zu stampfen und am Morgen wurde den Passagieren erklärt, daß das Betreten des Decks unterlagt sei, wegen der schweren Sturzseen, die sich über Bord ergossen. Unser Steward, dem mein Interesse an dem Flug der Vögel vor unserer Ankunft in Kapstadt nicht entgangen war, trat geheimnisvoll zu mir heran und flüsterte mir zu: „Jetzt sollten Sie einmal die Sturmvögel draußen sehen, ich werde Ihnen zeigen, wo sie beobachten können.“ Niemand war glücklicher als ich. Er bugsierte mich zu der Matrosenlajüte im Vorderdeck, unter deren weitausladendem Verdach ich ein trockenes, geschütztes Plätzchen fand.

Der Wind hatte sich zum regulären Sturm ausgewachsen und heulte mit 30 Meter Geschwindigkeit durch die Takelage. Untere beiden Fockjegel starteten in Fegen an den Tauern. Die See kochte. Da plötzlich schiefte etwas zwischen die Tauern des Großmastes und des Fockmastes hindurch in der Form eines großen lateinischen M, ein Albatros mit weit zurückgelegten Flügeln. Bald gewahrte ich noch mehrere dieser großen Vögel von 8 Meter Flügelweite.

„Die verlassen das Schiff nicht mehr bis Australien, wenn der Wind anhält“, bemerkte eine alte Teerjade neben mir, und so war es dann auch.

An diesem Morgen konnte ich nur staunen über den großartigen Anblick dieser Sturmvögel, an der Beobachtung der Einzelheiten des Fluges verhinderten mich die plötzlichen Sturzseen, die mich bald von diesem Plaf verjagten; ich mußte ohne einen trockenen Faden am Leibe die schützende Kajüte wieder aufsuchen. Den armen Straußen war es schlechter ergangen. Ihnen belam das Salzwasser nicht. Keiner überlebte diesen Tag. Die Beobachtung der großen Flieger ist deshalb so interessant, weil sie aus nächster Nähe geschehen kann. Man erkennt jede Feder und sieht die spärlichen Wimpern der Vögel. Man erkennt sofort, daß nicht etwa seine Vibrationen der Flügel den Segelflug ermöglichen. Man sieht das fein geschwungene Profil der mächtigen Schwingen, die auch in der Längsrichtung eine große Krümmung haben, so daß, wenn das obere Handglied parallel zur Körperichtung zurückgelegt wird, sich in der Bewegungsrichtung ein gewölbtes Profil ergibt. Die plötzlichen Wendungen und Drehungen der Längsachse der Flügel zeigen einem die dadurch entstehende Aenderung der Richtung des Fluges. Der Schwanz scheint nur als Zuspitzung des plumpen Körpers zu dienen und wird nur ausgebreitet, wenn der Vogel sich plötzlich ins Wasser stürzt, um einen Lederbissen zu erhaschen.

In den folgenden Tagen und Wochen, bis an die Steilküste der Kängaruküste, die dem Golf von St. Vincent bei Adelaide vorgelagert ist, verließen uns die Vögel nur bei Sonnenuntergang und erschienen wieder an jedem Morgen, ganz wie der alte Seemann vorausgesagt hatte. Das Aufsuchen von Ruheplätzen an Land ist in dieser Gegend wohl ganz ausgeschlossen, denn zwischen Kapstadt und den St. Paulsinseln und von hier nach dem Festlande von Australien sind denn doch Entfernungen, die nicht mehr in zwölf Stunden zurückgelegt werden können, selbst bei einer vierfach größeren Geschwindigkeit. Am Morgen nehmen die Vögel jedenfalls die Schaumfährte der Schiffe, die sich sehr lange erhält, wie Spürhunde wieder auf. Wenn ich nach den Vögeln in den ersten Morgenstunden ausspähte, so bemerkte ich sie stets, wie sie gleich einem Rudel Windhunde in der Richtung unseres alten Kurtes am Horizont auftauchten, um schon nach wenigen Minuten durch die Takelage zu sausen.

Auf einem großen Passagierdampfer mit 300 Passagieren und 100 Mann Besatzung geben die Küchenabfälle den Vögeln reichliche Nahrung, und außer mit den gelegentlich gefangenen Fischen und Quallen scheinen sie sich auch sonst ganz gut zu ernähren. Für uns Passagiere war es ein großes Vergnügen, von dem Inhabt der altenthaltenen herumstehenden Sade mit Schiffszweibad die Vögel zu füttern. Oft ergriffen sie handgroße Stücke schon im Fluge, um diese Stücke dann, im Wasser erweicht, zu verköstigen. Hierbei bleiben sie oft weite Strecken hinter dem Schiff zurück, aber im Nu holen sie es fliegend wieder ein.

Der Albatros hat die Größe eines Schwans, aber sein Körper ist mehr langgestreckt und seine Flügel haben eine ganz andere Form. Während die Flügel der großen Sumpfvögel sowie die vom Schwan und Pelikan in Tragflächen und Schwingfedern gegliedert sind, und die Schwingfedern wie die gespreizten Finger der Hand strahlenförmig voneinander entfernt stehen, haben die großen Möwen eine einheitlich geschlossene Flügelform. Bei ihnen bildet der ganze Flügel gleichsam eine einzige Schwingfeder. Die Flügel haben daher eine außerordentlich schlankte Form. Diese erreicht beim Albatros das schlankste Verhältnis. Bei einem Exemplar, das ich von meinen Reisen mitbrachte und ausstopfen ließ, ist jeder Flügel 1,50 Meter lang bei einer Breite von nur 15 Zentimeter. Der Vogel, dessen Gewicht vollgetropft wenigstens 8 Kilo beträgt, hat also eine Tragfläche von $2,015 \cdot 1,5 = 0,45$ Quadratmeter. Eine Größe, die hinter der Flügelfläche des Storches noch etwas zurückbleibt, obgleich der Storch nur

halb soviel wiegt. Wohl zieht auch der Storch seine Kreise ohne Flügelschlag, wenn er in größerer Höhe einen genügenden Wind findet. Der Albatros aber schlägt überhaupt nur äußerst selten mit dem Flügel. Er hält sich fast ausschließlich in den Regionen der Passatwinde auf und diese haben meistens eine Stärke, die man am Lande schon einen Sturm nennen würde.

Im Wasser sitzend erhebt sich der Albatros in die Luft einfach durch Ausbreiten seiner mächtigen Flügel. Der Wind hebt ihn sofort senkrecht in die Höhe, ja, wie ich mehrfach bemerken konnte, sogar schräg nach vorne. Ohne eigentlichen Flügelschlag, nur durch Wenden und Drehen, durch mehr oder weniger Ausbreiten der Flügel sind die Vögel imstande, in jedem Wind haaricharf zu steuern. Es ist eine tolle Jagd, wenn so ein halbes Duzend dieser Riesenvögel auf einsamem Meer den ganzen Tag lang das Schiff umkreisen, völlig lautlos mit gierigen Blicken alles mustern, was irgendwie über Bord fällt.

Diese Freggier wird ihnen aber gelegentlich auch zum Verderben. Ein schwimmender Köder, an dem ein Angelhaken verdeckt angebracht ist, an einer starken Leine befestigt über Bord geworfen, bringt den Vogel in den Besitz des herglosen Matrosen. Die meisten Kapitäne verbieten diesen barbarischen Fang; trotzdem werden viele Vögel so gefangen. Der Balg an der Brust soll zu Federpelzwerk Verwendung finden. Vom Angelhaken befreit kann man die Vögel unbehindert auf Deck laufen lassen. Sie sind nicht imstande, hinter der gegen den Wind schützenden Kelling von ebenem Deck aufzufliegen. Traurig hopfen sie dann herum oder lauern in einem stillen Winkel, ein Bild des Jammers. Ihr Lebenselement ist die bewegte Luft. Dennoch müssen die Vögel imstande sein, auch bei Windstille oder bei geringen Winden zu existieren. Die große Schwimmsfähigkeit des dicken Federbalges befähigt sie, jedenfalls auch dauernd zu schwimmen, und das allnähernde Meer muß ihnen wohl auch so genügende Nahrung gewähren.

Der Flug des Albatros und anderer Segler, unter denen ich noch die kleinen zierlichen braunschwarzen Seeschwalben hervorheben will, gibt uns noch manche Rätsel auf. Wohl erkennt das sachmännliche Auge die tragende Wirkung der gewölbten Flügelfläche im Wind oder bei einer den Wind überholenden Geschwindigkeit. Wodurch wird aber diese Geschwindigkeit erhalten? Ohne Flügelschlag sehen wir die Vögel gegen den Wind, mit dem Wind und die Wellentäler entlang streichen in handbreiter Entfernung von den stutenden Wogen. Die Seeschwalben scheinen förmlich auf dem Wasser zu laufen. Sie bewegen sich parallel zur Wasseroberfläche, als würden sie mit den Wellen gehoben, ohne doch das Wasser zu berühren. Sollten die Wellen einen besonders großen Reibungswiderstand dem Winde bieten und die Erscheinung des Auftriebes des Windes hierbei besonders stark auftreten? Wer kann es sagen?

Auch unsere Möwen der Ost- und Nordsee sind vorzügliche Segler und auch die machen bei starkem Winde ausgiebigen Gebrauch hiervon. Ich erinnere mich einer Fahrt von London nach Hamburg, bei welcher ich drei verschiedene Vogeltypen zu beobachten Gelegenheit hatte. Unser Schiff verließ am Abend den Hafen und am nächsten Morgen waren wir schon weit in See, das Land war nicht mehr sichtbar. An Bord wurde ein Sperling bemerkt, der ganz nach gewohnter Weise sich krümmen und einzelne Getreidekörner gut schmecken ließ. Als aber das Leben und Treiben an Bord ihm zu lebhaft wurde, flüchtete er in den Mastkorb. Nach und nach wurde es ihm da oben aber wohl zu zugig, denn er veruchte sich auf Deck wieder ein ruhiges Plätzchen zu sichern. Hierbei wurde er oft gestört und veranlaßt, das Vorderdeck mit dem Hinterschiff zu vertauschen. Um hierbei von dem scharfen Wind nicht abgetrieben zu werden, hielt er sich stets hart hinter der Leeseite des Schiffes entlang. Nach einiger Zeit sichteten wir eine Bark unter vollen Segeln. Wir waren noch mehrere Meilen von ihr entfernt, als unser Spaß sich auf die Flügel machte und mit dem Winde wie ein Projektil auf sein neues Hotel ausflog. So mag dieser Weltbummler es eine ganze Weile getrieben haben. Auf einem Segelschiffe wird er wohl länger aushalten als auf dem rauchspeienden Dampfer. An demselben Nachmittage sah ich einen großen Schwarm der gemeinen Saatkrähen, der jedenfalls beizeiten von der holländischen Küste aufgebrochen war und mit dem Südwind, aber bedeutend schneller, im hurtigen Ruderflug zur Kirchengemeinde dem gaslichen England zustrebte. Nach wenigen Minuten war der Schwarm am Horizont verschwunden.

Auf der Höhe von Vorkum stellten sich viele Möwen ein. Vom Hinterteil des Schiffes aus beobachtete ich ein prächtiges Exemplar, das dem Schiff ganz nahe folgte. Ich hatte mich mit einigen Herren über den Flug der Vögel unterhalten und lud sie jetzt ein, ihre Aufmerksamkeit dieser Möwe zuzuwenden. Wir haben dann mit der Uhr in der Hand festgestellt, daß etwa 15 Meter vom Schiff und 5 Meter über unserem Standpunkt der Vogel in gleichem Abstand dem Schiff 45 Minuten lang folgte ohne den geringsten Flügelschlag. Wir fuhren mit halbem Wind und die Richtung des Möwenkörpers lag genau in dem halben Winkel zwischen der Windrichtung und der Schiffsbewegung.

Kein Landtier vermag sich so andauernd fortzubewegen wie die Vögel des hohen Meeres. Bei ihnen hat die Natur das Höchste geleistet. Hier haben wir unsere Lehrmeister zu suchen, wenn wir unsere Kenntnis über den Vogelflug bereichern wollen.

Cerebotanis Taschentelegraph.

Schon vor mehr als zehn Jahren, als die ersten Erfolge auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie zu verzeichnen waren, hat Professor Hertzon prophetisch ausgerufen: „Ginst wird kommen der Tag, wenn wir alle vergessen sind. Dann wird das Menschenkind, das mit dem Freunde zu sprechen wünscht und nicht weiß, wo er sich befindet, mit elektrischer Stimme rufen, die allein nur jener hört, der das gleichgestimmte elektrische Ohr besitzt. Er wird rufen: Wo bist du? Und die Antwort wird klingen in sein Ohr: Ich bin in der Tiefe des Bergwerks, auf dem Gipfel der Anden oder auf dem weiten Ozean. Oder vielleicht wird keine Stimme antworten und es weiß dann: sein Freund ist tot.“ Der Verwirklichung dieses lockenden Zukunftsbildes scheint man durch einen Apparat, den der Münchener Priester, Professor Cerebotani, am Montag in einem Vortrag in der „Urania“ vorführte, einen guten Schritt näher gekommen zu sein. Cerebotani, der schon seit langen Jahren sich mit der Ausarbeitung einfacher und sicherer Apparate auf dem Gebiete der Schwachstromtechnik-Telegraphie und Telephonie beschäftigt, hat ein Verfahren ausgearbeitet, wonach mechanische Erscheinungen, zum Beispiel der Abdruck der Typen eines Typenrads, die Einstellung eines Zeigers auf einen bestimmten Punkt einer Skala, Schließen eines Starkstromkreises durch einen Hebel, in der Ferne durch ganz geringe elektrische Ströme oder sogar nur durch Auslösung elektrischer Wellen ohne Drahtleitung eingeleitet werden. Die Grundidee des Verfahrens besteht darin, daß bei der drahtlosen Uebermittlung der „Befehle“ durch den Funken an der Sendestelle an der Empfangsstelle ein Stromschließer schrittweise gedreht wird, wobei die Zahl der Schritte ganz genau der Stromimpulse oder der Zahl der Funkenereignisse entspricht. Cerebotanis Taschentelegraph, der — wie der Erfinder zeigte — in einer kleinen Ledertasche untergebracht werden kann, ist vorläufig ein sogenannter Zeigertelegraph. Auf dem Umfange einer Scheibe sind die Buchstaben des Alphabets oder andere Zeichen angebracht. Auf dieser Scheibe kann sich ein Zeiger bewegen. Wird der Taschentelegraph an eine Antenne (Aufhangdraht für elektrische Wellen) angeschlossen, so kann er von einer beliebigen Stelle Nachrichten empfangen. Einer bestimmten Anzahl von Funken, die durch das Niederdrücken eines Tasters an der Sendestelle erzeugt werden, entspricht immer eine bestimmte Stellung des Zeigers, so daß zwar langsam, aber doch vollkommen sicher richtige Telegramme empfangen werden können. Sämtliche Einzelheiten des Apparates sind in dem kleinen Kästchen angeordnet, so daß zum Empfangen von Nachrichten nur die oben erwähnte Antenne und eine kleine Zolalbatterie gehört. Der Apparat arbeitet, wie die Experimente bewiesen, vollkommen sicher, und es ist anzunehmen, daß er auch eine praktische Bedeutung erhalten wird. Das Prinzip der schrittweisen Drehung läßt sich auch, wie oben erwähnt, zur Verfertigung von Typentelegraphen-Apparaten, die Professor Cerebotani schon früher in Berlin vorführte, verwenden. Interessant war auch die experimentell dargestellte Wirkung des Systems zum a h lweisen Schließen von verschiedenen Stromkreisen. Verschiedene farbige Glühlampen, Signaltableaus und Rinnen waren an den Distributoren (Verteiler) genannten Stromschlußapparat angeschlossen. Dieser Apparat kann entweder durch elektrischen Strom oder ganz geringer Stärke (weniger als $\frac{1}{1000}$ Ampere) durch eine Leitung, da die Rückleitung die Erde bildet oder ganz ohne Leitung durch elektrische Wellen betätigt werden. Je nach der Anzahl der ausgeschickten Impulse wird der Stromschlußarm am Verteiler in eine bestimmte Stellung gebracht und schließt den gewünschten Stromkreis, bringt eine bestimmte Glühlampe zum Leuchten usw. Nach dem Stromschluß kehrt der Arm wieder in seine Anfangsstellung zurück, kann also neue „Befehle“ empfangen. Das Interessanteste am System ist dieser Verteiler, der aus verschiedenen Relais, kleinen Elektromagneten, Kohärenzen und Schwachstrombatterien besteht und in wirklich genialer Weise aufgebaut ist. Cerebotani, der nach seiner Versicherung absolut keinen pekuniären Gewinn aus seinen Erfindungen ziehen will, scheint das übliche Erfinderlos zu teilen. Er erwähnte nämlich mit Ironie, daß seine Erfindungen für die heutige Zeit nichts wären, da sie „zu einfach, sicher und billig“ sind. Der kleine bewegliche Herr mit dem interessanten Charakterkopf tröstete sich aber damit, daß es auch dem Erfinder der — Schere nicht besser gegangen sein soll und daß auch seine Erfindungen ihren Weg machen würden.

Der Taschentelegraph verdankt übrigens seine Entstehung im Grunde genommen einer französischen — Zeitungsgente. Cerebotani hielt vor einiger Zeit in München einen Vortrag über sein System und erwähnte die theoretische Möglichkeit, einen solchen Apparat zu konstruieren. Französische Blätter brachten dann die Nachricht von diesem Apparat als vollendete Tatsache, sogar die Beschreibung des noch nicht existierenden Apparates. Dementis mußten nichts und um das „Journal“ nicht schließlich lägen strafen zu müssen, baute Cerebotani seinen in Berlin zum erstenmal vorgeführten Apparat.

Sch.